Karl May und die heutige Jugend.

Von J. Barfaut.

Schon immer hat der über große Mittel verfügende K.-May-Verlag in Radebeul bei Dresden starke Reklametätigkeit für seine Werke getrieben. Schickt er sich, wie einmal vor dem Kriege und gleich danach wieder zu einem besonderen Vorstoß an? An Mitteln dazu fehlt es ihm sicher nicht. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur einmal die jährlich erscheinenden K.-May-Jahrbücher durchzublättern. Es ist einzigartig in der Geschichte unserer literarischen Kritik, daß jedes Jahr eine so große Reihe, auch zum Teil bekannte Männer und Frauen, für ein und denselben Schriftsteller ihre Stimme erheben, jedes Jahr wieder!

Wir haben in letzter Zeit M. Baumanns Einstellung zur Jugendschriftenfrage häufiger kennengelernt (vgl. „Glossen zur Jugendschriftenfrage“, Hamburger Lehrerzeitung Nr. 19). Einerseits will er dem Kind das Buch geben, daß es wünscht, das seinen Neigungen entspricht. Anderseits will er ihm das gegenwartsbetonte und ihm „lebensnahe“ Buch bereitstellen. Beides wollen auch wir, nur, daß wir zugleich auch den Wert des Buches als dichterische Leistung in Betracht ziehen. Ihm scheint es nur wichtig, daß das Jugendbuch „lebensnah“ ist, in der doppelten Bedeutung der psychologischen und soziologischen Beziehung auf die Welt des Kindes; uns aber muß es zugleich auch „lebenswahr“ sein. Die Forderung nach dem dichterischen Jugendbuch als Kunstwerk ist damit für ihn eine historische Angelegenheit. Daß Baumann den soziologischen Gesichtspunkt bei der Bewertung von Büchern für unsere Volksschuljugend stark in den Vordergrund drängt, zeigt die von uns gemeinsam zusammengestellte Liste gegenwartsbetonter Jugendschriften zur Ergänzung der Schülerbüchereien (Jugendschriften-Warte Nr. 10). Von ihm sind die Bücher: „Junge Helden“, Proletariergeschichten, zusammengestellt von H. Schumacher; die Zusammenstellungen von A. Siemsen, „Des Kaisers Kuli“ von Plivier, „Jimmie Higgins“ von Upton Sinclair vorgeschlagen. Wer die beiden letzten Bücher liest, wird sicherlich zu der Frage gedrängt: Vergißt man denn ganz das Kind im Kinde? Ja, ihm drängt sich der Gedanke auf, daß hier der Standpunkt vertreten wird, daß es nicht nur unmöglich ist, das heutige Kind zur „klassischen Jugendliteratur“ der vergangenen Zeit, zu Storm, Raabe und Keller etwa zu führen, sondern auch falsch. Das Lesen dieser Werke einer vergangenen „bürgerlich-kleinstädtischen Welt“ ist aus der Absicht, die größere Masse unserer Volksschuljugend zu einer kritischen Einstellung zur heutigen „sinnlosen“ Gesellschaftordnung zu erziehen, zu verwerten.

Zu gleicher Zeit unternimmt M. Baumann eine Ehrenrettung für K. May. Daß K. May in seinen Schriften gegenwartsbetont oder „lebensnah“ für die heutige Großstadtjugend ist, wird wohl keiner behaupten. Baumann berührt diese Frage in seinen Ausführungen auch nicht, er kommt hier also nicht von der soziologischen, sondern von der psychologischen Seite: Bücher, wie die von K. May, wünscht unsere Jugend. Zugleich versucht er seine Beweisführung hier allerdings auch vom Buch und seinen Werten her.

Baumann behauptet, daß K. May in den verschiedenen Schichten unserer Bevölkerung verbreitet ist wie wenig Schriftsteller, besonders natürlich bei unserer Jugend. Wir bezweifeln diese Behauptung für die heutige Jugend. Nach Rundfragen in einigen Volksschulen Hamburgs ist K. May bei weitem nicht mehr in dem Ausmaße bekannt wie in unserer Jugendzeit, vielleicht deshalb der neue Reklamefeldzug des sehr rührigen K.-May-Verlags! Die neue Abenteuerliteratur, wie etwa J. London, Traven, Roß, Muckerdschi, Heye, die neuen Tiererzählungen von Kipling, Muckerdschi, Aslagson, Currwood, Bengt Berg, Fleuron, Roberte, Thompson-Seton, Marschall haben K. May ganz stark zurückgedrängt. Trotzdem bleibt natürlich bestehen, daß seine Schriften verhältnismäßig stark verbreitet sind. Baumann gibt allerdings selbst zu, daß die weite Verbreitung nicht ohne weiteres etwas über deren Wert besagte, wenn sie uns jedoch zugleich auch ein bißchen nachdenklich machen sollte. Nachdenklich hat sie uns stets gemacht, genau so wie die noch größere Verbreitung der billigen Schundhefte, etwa des „Frank Allan“, (die bei Befragung von einigen Jungen als den Mayschen Werken durchaus ebenbürtig bezeichnet wurden), nachdenklich allerdings in einem andern Sinne als bei Baumann. Gewiß, wir haben bei der Bereitstellung von Jugendbüchern stets versucht, den Bedürfnissen der Jugend nachzukommen, dabei aber nie vergessen, daß es Aufgabe unserer Erziehung ist, den undifferenzierten Wertungskomplex im Kind ganz allmählich aufzuspalten, die Wertungsmaßstäbe zu verfeinern. Wir wollen den Kindern keineswegs Werke geben, in denen das Formerlebnis ausschlaggebend ist, Jugendbücher aus der Erlebnissphäre des Kindes sind die richtigen. Zugleich aber müssen diese helfen die Wertungsmaßstäbe des Kindes zu verfeinern, dazu müssen sie lebenswahr, echt sein und kein Kitsch oder Schund. Wir haben die besseren gegen die niederen Instinkte im

Kinde auszuspielen. Wir dürfen davon nicht ablassen, auch wenn es uns bei vielen nicht gelingt.

Nachdem Baumann eine Reihe namhafter Dichter aufgeführt hat, die K. May in ihrer Jugendzeit gern gelesen haben, was nichts besagt, was nicht die Frage beantwortet, ob die Mayschen Werke auf die Masse unserer Jugend schädigend wirkt, will er an eine Prüfung der Werke herangehen. Es ist bedauerlich, daß Baumann nicht ein einziges seiner Werke eingehend charakterisiert, daß er für seine Behauptungen nicht Stellen aus den Werken selbst anführt, sondern stets andere als Kronzeugen über die Werke sprechen läßt. Diese Art der Beweisführung bringt uns bei einem umstrittenen Schriftsteller nicht weiter. Man kann den angeführten Kronzeugen die gleiche Zahl entgegensetzen, die sich gegen K. May ausgesprochen haben. Vielleicht darf hier auch das Urteil des größten Teils der deutschen Lehrerschaft mitgerechnet werden. Vielleicht sind sie ja doch noch immer die berufensten, über das Jugendbuch und seinen Wert zu urteilen, weil sie täglich, stündlich mit der Jugend zusammen sind, berufener wenigstens als die Dichter und Professoren, die sich im Auftrage des K.-May-Verlags einmal an ihre Jugendzeit erinnern, und dann auf die Frage nach ihrer Knabenlektüre antworten. Um die Karl-May-Jahrbücher von anderer Seite zu beleuchten, als Baumann es tut, lese man, was auf der Seite 379 des Jahrbuchs von 1926 steht: „Zusammengebrochen ist Friedrich Nietzsche unter der Wucht seines gewaltigen Ringens um letzte Erkenntnis. – Wie, wenn seinen Höhenflug ein Karl May gekreuzt hätte, wenn Karl May ihm seine lebenswarme Phantasie wie ein Ruhekissen unter das müde Denkerhaupt gelegt hätte!“ Oder S. 382 im Jahrbuch 1926: „Es ist als leuchtete, wie mit Herzblut geschrieben, über den Schriften Karl Mays: ‚Kommt her zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.‘ “ Fühlt Baumann sich wohl unter diesen „Interpreten“ K. Mays? – Weiter scheint es doch wenigstens eigenartig, wenn Eduard Engel in seinem Aufsatz „Der wertvolle Mensch“ (Jahrbuch 1927, S. 336 ff.) 27 Seiten über sein Thema schreibt und dann auf einer Seite (der letzten!) auf K. May zu sprechen kommt!

Wir sollten uns von solchem Tageslärm wahrlich nicht erschüttern lassen. Die Fragestellung heißt für uns, welchen Einfluß haben die Werke K. Mays auf unsere heutige Jugend.

Baumann spricht zunächst über die Naturwahrheit in den Mayschen Werken. Er kommt zu dem Schluß, daß die geographischen und völkerkundlichen Schilderungen in ihnen sachlich inhaltlich zumeist nicht zuverlässig sind. Also doch nur zumeist, also bleibt es im ganzen genommen fraglich. Für unsere Frage ist diese Feststellung von der Naturwahrheit in dem Mayschen Werken gleichgültig. Es glaubt doch wohl keiner, daß unsere begierige Jugend diese vollkommen vom Abenteuerlich-Spannenden überwucherten Naturschilderungen ernstlich liest. Wer hat denn noch ein Bild der von K. May geschilderten Landschaften aus seiner Jugend? Zudem haben wir heute eine ganze Reihe von interessanten Reisebeschreibungen lebender Forscher, die aus eigener Anschauung schildern: Stefansson-Irvin, Marschall, Reischeck, Frobenius, Howard, Behounek, Heye usw. Das Gleiche würde in der Frage, ob Mays Erzählungen einen Weg zum Verständnis der Fremde zeigen können, zu sagen sein. Auch dazu gibt es heute eine ganze Reihe wertvoller Bücher. Wir glauben, daß ein Schriftsteller wie Jack London, von dem wir spüren, daß er einen großen Teil seiner Abenteuer selbst erlebt hat, von dem wir wissen, daß er in jenem Lande gelebt hat, mit K. May gar nicht verglichen werden darf. Man lese nur einmal einen Teil des Mayschen Buches „Winnetou“ und J. Londons „Wenn die Natur ruft“ oder „Wolfsblut“. Wer dann nicht spürt, was lebensecht, wahr und gestaltet ist, der hat kein Verständnis für den Unterschied, kein Gefühl für den Wert einer dichterischen Leistung.

Doch wir hatten die Absicht, einige Werke Karl Mays zu charakterisieren, möglichst auch einige Stellen als Belegstücke wörtlich anzuführen. Dieser Weg der Beurteilung scheint uns hier der fruchtbarste. Jeder Lehrer möge dann die Werke selber nachlesen und für sich entscheiden.

Zunächst eine Charakterisierung des 26. Bandes der Mayschen Werke: „Im Reiche des silbernen Löwen“, die sich in der kritischen Plauderei über Karl May von E. Weber, München, in der Sammlung von „Aufsätzen und Kritiken zur Jugendschriftenfrage“ findet. Es heißt da:

„Was ist Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsi nicht alles möglich?

Seite 75 befreit er mitten aus einer Schar von 70 lebendigen wachen Indianern einen gefesselten Perser. Von der Unwahrscheinlichkeit seiner Erzählung hat er wahrscheinlich selbst eine Ahnung, da er bemerkt: ‚Die Indsmen hätten es sehen sollen, ja sehen müssen; aber in ihrer Aufregung sah es keiner von ihnen. Es war wie ein Wunder, daß mir dieser Streich gelang.‘ Doch es kommt noch besser; denn ‚das scheinbar Schwere ist oft viel leichter als das, was leicht erscheint und auch leicht ist!‘ (Seite 97.) ‚Sind mir

die Umstände nicht günstig, so erzwinge ich es.‘ Um gefangene Freunde aus der Gewalt eines Indianerhaufens zu befreien, ‚kommt es mir gar nicht darauf an, mitten unter die Roten hineinzuspringen und dem Alten (dem Häuptling!) das Messer an die Kehle zu setzen mit der Drohung, sofort zuzustechen, wenn jemand die Hand gegen mich erhebt und die Bleichgesichter nicht freigegeben werden.‘ (Seite 98.) Doch ist dieser Gewaltstreich, dieser ‚pure Wahrsinn‘, wie ihn Mr. Perkins bezeichnet, nicht nötig. Old Shatterhand besiegt die 70fache Überzahl des Gegners durch List. Er fängt den Häuptling To-kei-chun, um ihn gegen die Gefangenen auszutauschen. Es gelingt ihm, und zwar auf wunderbare Weise: Old Shatterhand reitet dem feindlichen Trupp – er hat natürlich wieder durch Zufall ihre Wegrichtung erlauscht; denn im Anschleichen und Aushorchen leistet er Unübertreffliches, und was das Wunderbarste ist: die Personen, hinter denen er unbemerkt liegt, sprechen in den verhängnisvollen Augenblicken immer gerade von dem, was Old Shatterhand für seine Pläne tauglich erscheint! – also er eilt auf seinem windschnellen Renner den Feinden eine halbe Tagereise voraus, schleicht sich in einen Wald und – doch lassen wir ihn selbst erzählen: Seite 101: ‚Dort sah ich mich um; ich mußte mich verstecken, aber wo? Ich brauchte nicht lange zu suchen. Ich sah eine Baumleiche liegen, die ganz von wildem Efeu übersponnen war. Der Efeu bildete eine grüne Decke, unter der ich mich sehr gut verstecken konnte. Freilich war anzunehmen, daß ich nicht das erste Wesen sein würde, das da eine Zuflucht suchte. Ich kroch hin und stocherte mit dem Bärentöter hinein; wirklich stöberte ich da allerlei Viehzeug auf; ich sah sogar zwei Klapperschlangen, welche die Flucht ergriffen.‘ Nun kriecht Old Shatterhand unter die Efeudecke und erwartet die Indianer. Seite 102: ‚Ein anderer wäre im Zweifel darüber gewesen, ob die Roten überhaupt kommen würden; (wir alle, meine ich!) ich aber war überzeugt, daß meine Vermutung richtig sei.‘ Und ‚sie kamen‘. Erst der Trupp mit den Gefangenen, dann der Häuptling. ‚To-kei-chun fühlte seine Würde und hielt es für derselben angemessen, nicht unter den gewöhnlichen Kriegern zu reiten, sondern eine Stück zurückzubleiben.‘ (Seite 103.) Seite 59 heißt es allerdings: ‚An der Spitze ritt ein alter Häuptling‘, heute durfte er nicht mehr vorausreiten, sondern hinterdrein; denn er sollte ja gefangen werden, und ‚in diesem Falle bekam ich Gelegenheit, ihn in meine Gewalt zu bekommen.‘

‚Endlich kam er, wohl eine volle Viertelstunde später als die andern. Er stieg ab und setzte sich ganz nahe an den umgestürzten Baum, unter dessen Efeudecke ich lag.‘ ‚Ich gestehe, daß mir der Verstand darüber stillstehen will!‘ sagt einmal der ‚alte Tim‘ (Seite 257) oder gibt’s solchen Zufall? Doch nein! Karl May ist der letzte, der an Zufall glaubt, sagt er doch selbst Seite 267 als Einleitung zum dritten Kapitel: ‚Wie ich schon oft im Verlaufe meiner Erzählungen getan habe, betone ich auch jetzt wieder, daß ich kein Anhänger der Lehre der Zufälle bin. Ich hege vielmehr die vollständige und unerschütterliche Überzeugung, daß wir Menschen von der Hand des Allmächtigen, Allweisen und Alliebenden geführt werden, ohne dessen Willen – nach dem Worte der Heiligen Schrift – kein Haar von unserem Haupte fällt. – Meine Erfahrungen stehen mir höher als die Behauptungen meinetwegen sehr gelehrter Personen, die nur deshalb von dem Einflusse der himmlischen Vorsehung nichts bemerken, weil sie auf denselben verzichtet haben.‘ Also kein Zufall, sondern himmlische Vorsehung! – Doch wieder zu unserm Indianerhäuptling! Der bleibt selbstverständlich ‚ein gutes Stück hinter dem Heereszuge zurück‘ und wird von Old Shatterhand gefangen. Und nun spielt der Sieger, um dem Gefangenen seine Überlegenheit zu zeigen, mit ihm, wie die Katze mit der Maus. Er läßt den Häuptling im Wald absichtlich entschlüpfen, um ihn nach einer Viertelstunde wieder zu fangen. Er läßt ihn, scheinbar unbemerkt, auf freier Prairie seinen Renner besteigen, um ihn mit dem Lasse wieder zu erjagen – kurzum, nichts ist ihm, dem Unüberwindlichen, unmöglich.

Aber es kommt noch ärger: Um den gefangenen Häuptling gegen die Weißen auszutauschen, reitet Old Shatterhand mit dem ‚Totem‘ To-kei-chuns ins Lager der Rothäute. Dort – so erzählt er – Seite 151 ‚spannte ich den Hahn des Stutzens, nahm das Repetiergewehr par pistolet in die rechte Hand, ließ meinen Schwarzschimmel, um mir Raum zu machen, mit ausschlagenden Hufen im Kreise springen und lenkte ihn dann nach dem Hintergrunde, wo die Gefangenen lagen.‘ Sicherlich hätte er dieselben mit Leichtigkeit befreit. Da bemerkt er plötzlich nach raschem Überzählen, wobei er ständig laut unterhandelt, daß es nicht mehr siebzig Indianer sind, sondern nur fünfundsechzig. Sofort wird ihm klar, daß die fehlenden fünf Mann hinaus auf die Prairie geschlichen sind, um den gefangenen Häuptling, der von den zwei Gefährten Mays bewacht wird, während der Abwesenheit Old Shatterhands zu befreien. Was tun? ‚Ich schwang mich‘ – Seite 159 – [‚]in den Sattel, gab dem Pferde die Sporen und flog davon, mitten unter die Indianer hinein. –

Ich überritt fünf oder sechs, riß ebensoviele um und lenkte um die Ecke. Im ersten Augenblicke vor Überraschung still, erhoben sie dann ein Geheul, welches wie von wilden Tieren klang. Säumen gab es da nicht. Ich trieb meinen Schimmel zur höchsten Eile an; wir flogen wie ein Wetter durch das lichte Gebüsch. Nach einiger Zeit lenkte ich aus demselben hinaus, um einen Blick auf die freie Ebene werfen zu können. Ah, da draußen kam ein Reitertrupp im Galopp auf den Berg und das Buschwerk zu! Den fünf Comantschen war ihr Streich also gelungen. Sie hatten ihren Häuptling befreit und Dschafar und Perkins gefangengenommen. Nun hatte ich also sechs Rote vor mir und eine Rotte von über sechzig hinter mir; doch es gab kein Bedenken.

Es galt, den Häuptling wieder zu ergreifen und die beiden Gefährten zu befreien. Das wäre gar nicht schwer gewesen, wenn ich die fünf Roten hätte erschießen wollen; aber dies widerstrebte mir selbst in dieser mehr als peinlichen und bedrängten Lage. Nur kein Menschenblut vergießen! Die Pferde freilich konnte ich nicht schonen; sie mußten fallen, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte. – Ich hielt mein Pferd an und streichelte ihm den Hals, um es zum ruhigen Stehen zu veranlassen, denn ich durfte keinen Fehlschuß tun, und ebensowenig durfte ich absteigen, weil ich vielleicht gezwungen war, einen oder einige Rote niederzureiten. Ich selbst war nicht im geringsten aufgeregt und konnte mich auf meine sichere Hand verlassen.

Ich nahm den Stutzen vor. Hinter dem äußersten Gesträuch haltend, lugte ich hinaus. Würden die Erwarteten nach der Stelle kommen, an der ich mich befand? (Selbstredend!) Ja, sie kamen im Trab gerade auf dieselbe zu. Schon konnte ich ihre Gesichter erkennen.

Voran ritt der Häuptling mit dem auf das Knie gestemmten Gewehre in der Hand. Hinter ihm folgten drei Rote nebeneinander, und dann kamen zwei, welche die Pferde an den Zügeln führten, auf denen Perkins und Dschafar saßen. Als sie bis auf etwa vierzig Schritt herangekommen waren, legte ich den Stutzen an. Mein Pferd stand still wie eine Mauer. Der erste Schuß traf das Tier des Häuptlings; es tat noch einige Sätze und überschlug sich dann; in welche Lage To-kei-chun dabei kam, das durfte ich nicht beobachten, denn ich hatte meine Augen auf die Pferde seiner Leute zu richten; fünf weitere Schüsse, und sie stürzten, eins schnell nach dem andern.‘ Die Indianer flohen natürlich, von panischem Schrecken ergriffen. Doch ‚nun zu dem Häuptling! Eben war er losgekommen und richtete sich auf. Ich trieb mein Pferd an ihm vorbei und gab ihm dabei einen Kolbenschlag, der ihn wieder niederwarf.‘ Nun werden die gefesselten Freunde rasch losgebunden. To-kei-chun wird quer über den Sattel gelegt, und hinaus geht’s in die freie Prairie. ‚Keine halbe Minute später hörten wir hinter uns ein vielstimmiges Geheul.‘ Es sind die fünfundsechzig berittenen Indianer. Doch was ist das für Old Shatterhand? Sein Zaubergewehr hält sie natürlich alle in Schach, und Seite 172 ist bereits alles glatt erledigt, und sämtliche Gefangenen sind befreit.“

Mancher Leser, wir hoffen, recht viele, werden nach dieser Probe durchaus befriedigt sein. Karl May selbst sagt allerdings, er habe in dieser Erzählung „Im Reiche des silbernen Löwen“ „für die geistigen Augen klar und richtig denkender Leser“ schreiben wollen, und in seiner „Beichte“ führt er aus: „Das ‚Ich‘, in dem ich schreibe, das bin doch ich nicht selbst, sondern das ist die Menschheitsfrage, die ich zu verkörpern suche, um sie beantworten zu können.“ Wahrlich, diese Erkenntnis ist uns bisher noch nicht gekommen!!

Aber lassen wir eine weitere Charakteristik über den Band „Am Stillen Ozean“, Reiseerlebnisse von Karl May, folgen. Fünf Erzählungen faßt das Bändchen zusammen. Mag das Gelände, auf dem sich der bekannte „Held“, eben Karl May, tummelt und seine „Heldentaten“ verrichtet, sich über alle fünf Erdteile erstrecken (erstaunlich, wie man dann noch geographisch wertvolle Schilderungen geben kann!), die Handlung wiederholt sich, fast möchte man sagen automatisch: schnelle Bekanntschaft, Verräterei, Gefangennahme, Befreiung und schließlicher Sieg, auch wenn die Übermacht noch so gewaltig ist. Gewöhnlich tritt mit dem Erzähler eine zweite Gestalt auf, deren Taten aber vor den „Ruhmesgeschichten“ Mays verblassen. Mögen alle Menschen irren und in Dummheit befangen sein, der Verfasser irrt nie, seine Voraussetzungen sind immer richtig und so gelingt ihm jede auch noch so unmöglich scheinende Tat. An steilen Felsen steigt er hinab, um mit Hilfe seines Lasso den verunglückten Chinesen zu retten. Zum Dank dafür erhält er einen Talisman zum Schutze gegen die „Drachentöter“, vor denen er besonders eindringlich gewarnt wird. Tatsächlich fällt er dann auch diesen gefürchteten Flußpiraten in die Hände und wird mit seinem Begleiter gefesselt und geknebelt in den Tempel des Kriegsgottes gebracht. Doch weder Fessel und Knebel noch eine 20 Mann starke bewaffnete Wache sind imstande, ihn an der Wiedererringung seiner Freiheit zu hindern.

Mit Hilfe des „wohl fünf Fuß langen und vier Zoll breiten zweischneidigen Schwertes“, das der Begleiter aus dem Götzenbild herausbricht, und der ehernen Räucherbecken werden die Wachleute in Schach gehalten und zurückgeschlagen, bis der Anführer der Flußpiraten erscheint, der selbstverständlich auch niedergeschlagen wird. Am Ende siegt vollends die Kraft des Talisman. Die Pforten des Tempels öffnen sich und die Sieger werden nebst der von ihnen befreiten Holländerin von den ihnen jetzt untergebenen Chinesen ins Freie geleitet. Ein erneuter Kampf hat das gleiche Ergebnis, die Weltreise kann weitergehen. Der Zufall, der bei Karl May eine so hervorragende Rolle spielt, führt ihn dann nach mancherlei Abenteuern in das Haus eines Chinesen. Hier erfährt er, daß Verbrechen und Verrat ihn zu verderben suchen. Mays erstaunliche „Fähigkeit“, für ihn wichtige Gespräche stets zu belauschen – eine Fähigkeit, auf die wir bezeichnenderweise in seinen Erzählungen immer wieder stoßen –, gibt ihm Aufschluß über die Absichten seiner Feinde. Er durchkreuzt sie aber nicht, sondern es beginnt wieder das bekannte Spiel: er wird geknebelt, gefesselt und nebst seinem Freunde in den Pavillon der Drachenschlucht geworfen. Der „Oberste der Strompiraten“ hat aber seine Rechnung ohne Karl May gemacht. Ahnungsvoll wie immer, hat dieser, als er die Drachenschlucht auskundschaftete, ein Messer hinabgeworfen, mit dessen Hilfe er jetzt seiner Fesseln entledigt wird und denselben Dienst auch seinem Freunde erweist. Schnelle Rettung durch einen Schacht, Absturz des „Obersten“ in die grausige Tiefe, schnelle Flucht unserer beiden „Helden“ auf Pferden, die Karl May wiederum schon vorher, „ahnungsvoll wie immer, ausprobiert hat, so schließt dieser „Heldenzug“. – Es erübrigt sich, auf den Inhalt der andern Erzählungen weiter einzugehen. Sie gleichen sich fast vollkommen. Überall ist Karl May zu Hause, überall trifft er Menschen an, die in ihm einen hervorragenden Mann erkennen, die von ihm mit absoluter Sicherheit bis in die tiefsten Tiefen ihres Innern erkannt und dementsprechend gewertet werden. Und wunderbar: alle, die mit Karl May irgendwo, irgendwie und irgendwann in Beziehung getreten sind, sie werden von ihrem Schicksal immer wieder in seine Nähe getrieben, um durch ihn der Gerechtigkeit überantwortet zu werden.

Es wäre uns möglich, noch eine Reihe, teilweise weit ausführlichere Charakteristiken über andere Werke Karl Mays anzuführen. Doch mögen diese zwei zunächst genügen. Es bleibt die Frage, warum unsere Jugend diese „faustdicken Unmöglichkeiten“ mit fieberhafter Spannung verfolgt. Ich habe dazu schon oben die Einschränkung gemacht, daß es nicht mehr in dem Ausmaße wie früher geschieht. Sieht unsere Jugend die Unmöglichkeit der Geschehnisse nicht? Ich habe, veranlaßt durch M. Baumanns Aufsatz, „Winnetou“ wieder gelesen. Zunächst verfolgte ich die Erzählung mit einer gewissen Spannung, Spannung allerdings darauf, mit welcher Raffinesse der Verfasser beim nächsten, schon vorher angekündigten Abenteuer, sich in den Vordergrund rücken würde, mit welcher Geschicklichkeit er das Abenteuer ins übermäßig Gefährliche steigern würde. Bald ließ die Spannung nach, es war immer die gleiche Art und Weise der „Spannungsmache“; an Stelle der Spannung trat ein Lachen und dann ein Angewidertsein. Es ist mir aus diesem Ekel heraus nicht mehr möglich gewesen, weiterzulesen. Und unsere Jungen? Von den wenigen der befragten Jungen, die von Karl May einige Werke gelesen hatten, zwei aus einer 1. Klasse der Volksschule, einer aus einer Klasse eines Oberzuges, einer aus einer Quarta, erhielt ich immer die gleiche Antwort, sie hätten ihn gern gelesen. Die Volksschüler waren sich über die Unmöglichkeiten der Geschehnisse nicht klar, die andern Jungen des Oberzuges und der Quarta meinte, daß sie beim Lesen daran geglaubt hätten, nachher allerdings nicht mehr. Es bleibt somit klar, daß Karl Mays Schriften auf ein bestimmtes Alter starke Suggestivkraft haben. Sie geben dem jugendlichen Leser in einem bestimmten Alter Befriedigung ihres Dranges nach Heldenhaftem, Außergewöhnlichem. Wir haben mit diesem Bedürfnis zu rechnen, wir wollen es nicht unbefriedigt lassen. Soll nun ein „phantastischer Poseur“ sie mit unmöglichen Abenteuern, von denen keins selbst erlebt werden konnte, befriedigen, oder aber ein Balder Olden, Reischeck, Donat, Heye mit erlebten „Abenteuern“, oder eine Marie von Ebner-Eschenbach mit ihrem Gemeindekind Pavel Holub, der sich eine Lebensstellung unter denkbar schwierigsten Verhältnissen erringt, oder Newerow mit seinem hungrigen, zerlumpten Mischka, oder Amicis mit seinem heldenhaften Jungen, der sich den Weg zu seiner Mutter erkämpft? Die Antwort ist klar: Nur die lebensmögliche, lebensechte Heldenerzählung darf unserer Jugend gegeben werden. Wollen wir, will Baumann der heutigen Jugend zu einem falschen Lebensbild verhelfen? Wir denken, gerade Baumann spricht von einer Verfälschung des Lebensbildes schon durch die Lektüre eines Storm, Raabe usw., und nun will er gar Karl May wieder zu Ehren kommen lassen! Das bleibt uns unverständlich. Aber die Jungen lesen ihn doch und gern. Die Jungen merken nicht einmal die Unwahrhaftigkeit. Nach Stoff gierig, sprunghaft vorwärtshastend, werden sie in eine Welt der

Unmöglichkeiten gebannt. Sollte ihnen, ihnen selbst unbewußt, nicht das Empfinden, die Sicht für das real Mögliche, für die wirkliche Welt getrübt werden! Wenn sie dann später durch die Wirklichkeit über ihrer Täuschung erwachen, legen sie alle Bücher beiseite und glauben keiner „Geschichte“ mehr: „Romane sind ja doch alles Quatsch!“ Doch sind das noch die in sich besseren Jungen, eine Reihe von Jungen kommt nie ganz los von diesen Machwerken, sind so eingesponnen in diese „Räuberromantik“, daß sie, unmutig zur Arbeit, glauben, die Welt und auch unser Volk durch ihre „Rowdytum“, das sie als heldenhaft ansehen, „erlösen“ zu können.

Doch lassen wir uns von Baumann nicht den Vorwurf machen, daß wir nur zwei seiner „schwächeren“ Werke charakterisiert hätten. Wir müssen also auch noch versuchen, eins seiner „besten“ Werke, „Winnetou“, wenigstens zum Teil anzuführen. Die ersten etwa 100 Seiten erfüllen die Absicht, unsern Helden, Karl May, ins rechte Licht zu rücken! Er ist, als er nach drüben kommt, ein durchaus unerfahrener junger Mann, ein „*Greenhorn*“, der nur studiert hat. Bald zeigt sich ohne jede Begründung seine ungewöhnliche Körperkraft und Geschicklichkeit: Er hebt seinen Gastgeber Henry bei Jacke und Hose und hält ihn mit dem rechten Arm empor, er schießt mit einer „Rifle“, mit einem schweren Gewehr, ins Schwarze, das bisher nie jemand halten konnte, er bezwingt ein Pferd, das bisher keiner reiten konnte, trotzdem er „wenig Geschick und unzureichende Übung“ hatte. Da er zudem noch fabelhafte Kenntnisse besitzt, Mathematik, Feldmeßkunst, Sprachen, ist er geboren zum „Westmann“ und wandert mit einigen „echten Yankees“, er, der „ehrliche Deutsche“, hinaus zum Vermessen einer Eisenbahn in die Prärie. Nachdem er mehrere Wochen lang gearbeitet hat, während seine Begleiter nur getrunken haben, beginnt nun ein Abenteuer nach dem andern. Natürlich sind die Yankees über den eifrigen Deutschen erbost und beleidigen ihn. Er rächt sich: „Er konnte nicht weiterreden, denn ich schlug ihm die Faust an die Schläfe, daß er steif wie ein Sack niederstürzte und betäubt liegen blieb. Einige kurze Augenblicke herrschte tiefes Schweigen; dann rief einer von Rattlers Kameraden: ‚*All devils!* Sollen wir ruhig zusehen, wenn so ein hergelaufener *Dutchman* unsern Anführer schlägt? Drauf auf den Halunken!‘ Er sprang auf mich ein. Ich empfing ihn mit einem Fußtritte in die Magengegend. Dies ist ein sicheres Mittel, den Gegner zu Fall zu bringen, nur muß man dabei sehr fest auf dem andern Beine stehen. Der Kerl stürzte nieder. In demselben Momente kniete ich auf seinem Leibe und gab ihm den betäubenden Fausthieb an die Schläfe. Dann sprang ich schnell auf, riß die beiden Revolver aus dem Gürtel und rief: ‚Wer noch? Der mag kommen!‘ “ Er hält natürlich die ganze Bande in Schach, trotzdem sie verschiedentlich Gelegenheit hat, über ihn herzufallen. Später folgt dann der Kampf mit einer Büffelherde. Obgleich der „Held“ noch nie Büffel gesehen hat, sucht er sich natürlich den stärksten Bullen und nicht wie der erfahrene „Westmann“ einen junge Kuh aus. Der Kampf ist wiederum durchaus würdig eines Groschenheftes, besonders die Stelle: „Da kniete ich nieder und legte das Gewehr an. Diese Bewegung verursachte den Bison, stehen zu bleiben und den Kopf ein wenig zu heben, um mich besser oder voller sehen zu können. Das brachte die tückischen Augen vor meine beiden Läufe; ich schickte eine Kugel in das rechte und die andere in das linke – ein kurzes Zittern ging durch den Leib, dann stürzte die Bestie nieder.“ Fabelhaft! Man stelle sich weiter vor: Mays Begleiter fängt ein wildes Maultier mit dem Lasso, nachdem er vorher das Seil am Sattel festgebunden hat. Dieser „erfahrene Westmann“ fällt (natürlich!) dabei aus dem Sattel, und nun streben die beiden ledigen Pferde auseinander, soweit es das Seil zuläßt. Jetzt greift der „Held“ ein. Statt seinen Lasso zu gebrauchen (was nicht genug „Leistung“ wäre!), greift er den straffen Verbindungslasso der beiden scheuen Tiere, „wickelt ihn einigemal um die Hand“ und lenkt damit die Tiere. Nach dieser Heldentat folgt die größere, die Erlegung des Grizzly-Bären, dem jeder „erfahrene Westmann“ aus dem Wege geht, nur Karl May nicht. Vorher wird natürlich durch Aufklärung und Belehrung, durch Hinweise und Andeutungen die Spannung auf die „Heldentat“ möglichst zu steigern versucht. Und dann der Kampf. Alle seine Begleiter sind auf die Bäume geflohen. Einem ist der Bär zuvorgekommen: „Er lag mit dem Oberleib, sich mit beiden Armen am Stamme festhaltend, auf dem ersten niedrigen Aste, und der Grizzly, welcher sich hoch aufgerichtet hatte, wühlte ihm mit den Vorderpranken in den Schenkeln und dem Unterleibe. Der Mann war dem Tode geweiht, unrettbar verloren; ich konnte ihm nicht helfen, und niemand hätte, wenn ich wieder fortgelaufen wäre, das Recht gehabt, mir darüber einen Vorwurf zu machen; aber der Anblick, welcher sich mir bot, wirkte mit unwiderstehlicher Gewalt.“ Selbstverständlich hat der „Held“ seine Büchse nun gerade nicht bei sich, eins der weggeworfenen Gewehre, das er aufhebt, ist „leider“ (!) abgeschossen. Er dreht es um und versetzt dem Bären einen Kolbenhieb, des Gewehr „zersplitterte wie Glas“. Natürlich erlegt K. May den Bären, er

schießt ihm mit dem Revolver „ein-, zwei-, drei-, viermal in die Augen“ und tötet ihn durch Messerstiche. Später kommt er dann mit den „edlen“ Rothäuten zusammen, obgleich sie sich gegenseitig bestehlen und zu Tode martern. Es kommt über einen Diebstahl zu einem Kampf zwischen den „Kiowas“ und „Apachen“. „Die Katastrophe war da, und das, was ich gewußt hatte, traf zu: ich war ruhig, so ruhig, als ob es nur gelte, eine Partie Schach oder Domino zu spielen. Höchst interessant war es, die andern zu beobachten. Rattler lag ausgestreckt am Boden; er hatte sein Gesicht der Erde zugekehrt und stellte sich schlafend. Die Todesangst hatte ihn mit eiskalten Händen ergriffen. Seine „berühmten Westmänner“ stierten einander bleichen Angesichts an; ...“ Und dann tobt der Kampf: „Rechts und links die mir im Wege stehenden Apachen auseinanderwerfend, drang ich hindurch ... Ich hatte zunächst alles aufzubieten, mehrere von ihnen von mir abzuhalten, und mußte mich darum, da ich mich in ihrer Mitte befand, wie ein Kreisel im Kreise drehen. Dabei gebrauchte ich nur meine Fäuste, denn ich wollte keinen verwunden oder gar töten.“ Karl May als Pazifist und Christ! Karl May befreit dann den an einen Baum gefesselten Winnetou und seinen Vater, den Häuptling der Apachen auf eine geradezu phantastische Art: „Ich schob mich auf den Knien und Vorderarmen nach Art eines vierfüßigen Tieres fort. Ehe ich die Hände an eine Stelle setzte, betastete ich sie, ob vielleicht ein Stück dürres Holz daliege, welches durch den Druck meines Körpers zerknickt werden und dadurch ein Geräusch verursachen könne. Mußte ich zwischen oder unter Zweigen durch, so flocht ich sie vorher sorgfältig zusammen, so daß sie mir, ohne daß ich sie berührte, dann Durchlaß boten...“ Schade, daß K. May den Weltkrieg nicht mitmachen konnte, wie hätte er uns helfen können. Weiter! K. May hat mit dem stärksten Krieger der „Kiowas“ zu kämpfen. „Ich sage hier noch einmal, es war schrecklich, daß es auf Tod und Leben ging. Einen Menschen töten zu müssen, ist gewiß entsetzlich, aber hier mußte mir die geringste Schonung das Leben kosten ... Kaltblütig war ich ..., obgleich [ich] jetzt zum erstenmal (man staune, zum erstenmal!) einem Menschen mit dem Messer in der Hand gegenüberstand.“ Und dann der Kampf: „Hätte ich einen Messerstoß von oben herab erwartet, so wäre es um mich geschehen gewesen; so aber parierte ich seinen Schnitt, indem ich ihm meine Klinge gedankenschnell abwärts in den Vorderarm stieß und ihm denselben aufschlitzte ... und dann – saß ihm meine Klinge bis an das Heft im Herzen...“ Der Kampf setzt sich später fort: Der „Held“ K. May blutet stark: „Ich holte tief, tief Atem, wobei ich mich in acht nehmen mußte, nicht das Blut zu verschlucken, welches mir den Mund füllte, so daß ich ihn offen halten mußte, damit es Abfluß fand“, er hatte nämlich einen Stich „oberhalb des Halses und innerhalb der Kinnlade in den Mund und durch die Zunge“ erhalten, auch „aus der äußeren Mundöffnung [**W**undöffnung] floß es in einem beinahe fingerdicken Strahle“, weiter hat er einen „fürchterlichen Kolbenhieb“ auf die Schulter erhalten, der ihm „den Arm gelähmt hat“, trotzdem besiegt er noch Winnetou, „man denke, Winnetou, der nie besiegt worden war und später auch nie wieder besiegt worden ist, mit seiner schlangenglatten Geschmeidigkeit, den eisernen Muskeln und stählernen Flechsen“. K. May hat ihn niedergezwungen: „Jetzt hätte ich Zeit zum Sprechen gehabt (er bekämpft ihn, um ihn zu retten!), einige Worte hätten zur Aufklärung genügt; aber das Blut schoß mir in Strömen aus dem Munde, und als ich mit der durchstochenen Zunge zu sprechen versuchte, brachte ich nur ein unverständliches Lallen hervor. Er begann zu keuchen und keuchte immer stärker; ich preßte ihm mit den Fingerspitzen den Kehlkopf so fest nach innen, daß ihm der Atem ausging. Sollte er ersticken? Nein, auf keinen Fall! Ich gab also für einen Augenblick seinen Hals frei, worauf er sofort den Kopf hob; das brachte diesen für meine Absicht in die richtige Stellung – zwei, drei rasch aufeinanderfolgende Faustschläge, und Winnetou war betäubt; ich hatte ihn, den Unbesieglichen, besiegt.“

Genug! Wir haben bisher nur die erste Hälfte des ersten Bandes des dreibändigen Werkes „Winnetou“ durchblättert, dabei keine der eingestreuten, „salbungsvollen“ Reden über das Christentum in den unmöglichsten Situationen angeführt, (als Winnetou stirbt, flüstert er mit schwindenden Kräften: „Winnetou ist ein Christ“. Man sucht vergeblich nach einer inneren Wandlung dazu). Weiter sind wir nicht eingegangen auf die Zeichnung der Gestalten, sie bleiben Schemen, haben stets nur so weit Bedeutung, als sie den „Held“ ins rechte Licht rücken. Daß die gestellten Situationen unmöglich sind, erhellt aus den angeführten Stellen. Naturschilderungen sind so selten, daß sie überhaupt nicht zur Geltung kommen, außerdem spürt man, daß sie irgendwoher stammen. So bleibt im wesentlichen äußeres Geschehen, Abenteuer in langer, nie unterbrochener Kette, unmöglich, unverständlich, nie begründet. Und doch, steht nicht hinter all dem Äußerlichen jene typische Gestalt eines nach europäischen Begriffen edlen Indianers, jener Edelmensch Winnetou. Baumann selbst betont immer wieder, daß die Verhältnisse den Menschen

formen, daß unser Wesen, unsere Handlungen aus der sozialen Lage verständlich werden. Er erklärt daraus Mays Straftaten, die ihn ins Gefängnis, ja ins Zuchthaus brachten. Winnetou, der in Urwald und Steppe nach den Sitten und Gebräuchen seines Volkes aufwuchs, von denen doch viele nach unserer Ethik unmoralisch erscheinen, wird zu einem Edelmenschen nach europäischen Begriffen. Wir halten das für ausgeschlossen. Dr. O. Karstedt faßt seine Kritik in einem Aufsatz der Preußischen Lehrerzeitung vom 11. September 1930 so zusammen: „Der Sinn fürs Heldische wird hier betrogen. Kein Held, sondern eine Abenteuermaschine, geschützt gegen alle Kugeln, Dolche, Schiffbrüche! Kein Mensch, sondern eine hohle, riesengroße Hülse zur Aufnahme von Wundern in Tat und Scharfsinn! Kein Bild im dreibändigen Roman, keine Vision. Alles wird gegeben als wirklich, naturalistisch. Und d a d u r c h wird es Unwahrhaftigkeit!“ So bleibt also nichts, als der Wille K. Mays, jene Welt der sterbenden Indianern mit den Instinkten eines primitiven Menschenschlages, jene Welt des Wilden Westens, mit ihren ungeheuren Weiten zu bannen. Er ist jedoch „dieses ganzen großen Menschheitsmärchens“, das im Hintergrunde steht, nicht Herr geworden, ja, er hat es verbogen, verzerrt. Jene „Wunderferne“ ist es denn auch, die den jugendlichen Leser über die Unwahrhaftigkeit der Mayschen Helden hinwegtäuscht.

Sollen wir nun unsere Jugend dem „phantastischen Poseur“ überlassen, sollen wir es dulden, daß sie weiter sich von ihm „narren“ läßt? Die Antwort ist gegeben, wenn wir bedenken, daß wir heute mehr denn je eine Jugend gebrauchen, die auf dem Boden der Wirklichkeit steht, die den Kopf nicht voll phantastischer Abenteuer hat.

Wenn uns Baumanns Ehrenrettung für Karl May auch vollkommen unverständlich bleibt, wenn wir auch hoffen, daß die angeführten Stellen und Charakteristiken einiger Mayscher Werke den größten Teil der Lehrerschaft über K. May als Jugendschriftsteller nicht im unklaren lassen wird, so bitten wir doch die Lehrer der Oberklassen, einmal eine Erzählung mit ihren Kindern kritisch durchzulesen. Wir sind der Überzeugung, daß unsere heutige Jugend dann über K. May lacht. Das scheint uns das beste Mittel, K. May aus der „Jugenderziehung“ auszuschalten.

Aus: Hamburger Lehrerzeitung, Hamburg. 9. Jahrgang, Nr. 39, 27.09.1930, Seite 717 – 722.